

von Barmen», an deren Formulierung Barth wesentlich beteiligt war, oder der Brief an Hromádka während der Tschechenkrise die eminent praktische Seite der Theologie des Wortes Gottes: hielt sie sich strikt an «die Sache» des Evangeliums, so hatte sie auch die Kraft, ein unmißverständliches Wort zur politischen «Lage» zu sagen.

Nach einem etwas knappen Hinweis auf die «Kirchliche Dogmatik» und einem Seitenblick auf Bultmann stellt der Autor auch die Frage nach der Zukunft der Theologie. Barth hat in seinen letzten Jahren immer wieder betont, daß er auf eine am dritten Artikel orientierte Theologie hoffe. In einer «Theologie des Heiligen Geistes» könnte nicht nur das Anliegen Schleiermachers, sondern auch das der Pietisten, Schwärmer, Katholiken und modernen Erfahrungstheologen aufgenommen werden und in ein positives Licht treten. «Welch eine Konfession des donnernden Krisentheologen und «Nein»-Sagers. Haben die Barth-Gefolgsleute auch nur annähernd erfaßt, welcher Neuansatz sich hier ankündigt?» (S. 77).

Eine kleine Anfrage zum Schluß: Warum fühlt sich eigentlich jeder Barth-Biograph genötigt, ein Kapitelchen über Mozart einzuschreiben? Barth hat zwar selbst gesagt, seine Begeisterung für diesen Komponisten sei kein bloßer «Spleen», und man mag ihm das glauben. Aber ist das ein Grund, den Worten, die Barth über Mozart verlauten ließ, weitere Ausrufe und Mutmaßungen folgen zu lassen und sich noch und noch darüber zu wundern, daß seine Neigung dem katholischen Mozart und nicht etwa Bach oder Beethoven galt? Wer soll denn mit wem geschmückt werden, Barth mit Mozart oder am Ende gar Mozart mit Barth? Es ist immer etwas Schiefes dabei, wenn Theologen ihre Dichter und Musiker «entdecken». Mozart war auf Kirchenmänner nicht gut zu sprechen, und wer weiß, in welchem Maße *ihm* die Freundschaft mit Barth angenehm gewesen wäre. *Hans Stickerberger, Zürich*

*Hans Berger, Evangelisch Chur – seine Prädikanten, Kirchen und Friedhöfe, Chur, Calven-Verlag, 1978 (Kristallreihe, Doppelheft 14/15), 189 S., 24 Schwarzweiß-Tafeln, 4 Farbtafeln, Fr. 19.80.*

Nach zwei früheren Werken über die Reformation in Chur und die Ausbreitung des neuen Glaubens in den V Dörfern (Rheintal) ist nun vom Churer Stadtpfarrer Berger eine Einführung in die Geschichte der reformierten Stadtgemeinde erschienen – ein Überblick, der ohne Zweifel für ein breiteres Publikum gedacht ist. Churs Kirchengeschichte in der Neuzeit weist durchaus interessante und lebhaft Phasen auf: in der alten Bischofsstadt wird der Katholizismus in der Reformation auf den (bischöflichen) Hofbezirk zurückgedrängt; während des Dreißigjährigen Krieges erleidet Bündens Hauptstadt Besetzungen und die Vertreibung evangelischer Prädikanten. Doch auch nach der Gegenreformation bleibt die Gemeinde von schweren Belastungen nicht verschont: Das Eindringen des Pietismus anfangs des 18. Jahrhunderts führt in Graubünden zu jahrzehntelangen Auseinandersetzungen mit den Vertretern der Orthodoxie. Diese drohende Spaltung findet im 19. Jahrhundert eine Parallele in den Spannungen zwischen positiv und freisinnig gesinnten Evangelischen.

Nach einer kulturhistorischen Einführung in die Geschichte der Stadtkirche St. Martin und der Regularkirche, die sich bis ins 8. Jahrhundert zurückverfolgen lassen, widmet sich Berger den Churer Pfarrern, von denen manche ihre Ausbildung am städtischen «Collegium philosophicum» erhalten haben. Es dürfte wenig bekannt sein, daß Chur von 1804 bis 1844 mit dem «Theologischen Institut» sogar eine Art evangelische theologische Fakultät besessen hat. Wenigstens drei evangelische Stadt-

pfarrer sind über Graubünden hinaus bekannt geworden: der Reformator Comander – er predigte von 1523 bis 1557 in der Martinskirche –, der als Pfarrer wenig erfolgreiche Historiker Campell (1570–1574) und der Religiössoziale Leonhard Ragaz, der 1896–1902, vor seiner Berufung nach Basel und der Professur in Zürich, an der Martinskirche wirkte.

Gerade beim Kapitel über die Stadtpfarrer zeigt sich besonders deutlich, daß Bergers Buch mit seiner anekdotenreichen und stark wertenden Erzählweise mehr für den interessierten Laien denn als Forschungsbeitrag geschrieben ist.

*Robert Barth, Zürich*

*Gerd Schimansky, Christ ohne Kirche, Rückfrage beim ersten Radikalen der Reformation: Sebastian Franck, Stuttgart, Radius Verlag, 1980, 224 S., geb., DM 19.80.*

Das 217 Seiten starke Buch will ein «Ferngespräch über die Jahrhunderte hinweg» sein, und etwas bemüht wirkende Ausdrücke dieser Art zieren es von vorn bis hinten. Ein großes Verdienst ist aber vorweg zu rühmen: Es bringt auf mehr als der Hälfte seines Raumes Originalzitate, ist also, nicht unähnlich der umfangreichen Arbeit Peuckerts von 1943, ein Steinbruch interpretationsbedürftigen Materials. Wenn es Schimanskys Buch gelingt, Franck-Leser zu finden, so kann man sich darüber nur freuen.

In der Zielsetzung freilich ist es ein Buch *gegen* Franck – und das von einem dezidiert «kirchlichen» Standpunkt her. Franck als «Verführer», in dessen Werk «rechtgläubige Sätze» nur beiläufig zu finden seien, von dem es heißt: «Halt und Weisung fand der Leser da kaum», der den weitverbreiteten Glauben an Käse und Brot hingehen lasse, an dem allenfalls das «Madigmachen» beachtlich sei ... Dieser Franck ist Gegenstand des Buches. Franck wird sozusagen mit der organisationsfeindlichen Religiosität der Gegenwart in Zusammenhang gesehen, gnädig als Leidender anerkannt – und im Kern kaum verstanden. Gerade Francks klarste Gedanken werden als angeblich widersprüchlich und verschwommen geschildert (so die klare Scheidung von «Ketzeri» und «Sekte»). Daß das bekannte Porträt Schwenckfelds, das man für ein Bild Francks hielt, sich auf dem Büchlein befindet, daß Peuckerts eingängige Vermutungen (zum Beispiel einer Berührung mit Paracelsus) kritiklos weitergetragen werden, wen wundert's? Über weite Strecken liest sich dieses Franck-Buch so: «Sein Weg nach innen führte am Handeln überhaupt vorbei. Aber handelte nicht auch er? Ist Madigmachen keine Waffe? Übt ein ausdrucksvoll Leidender, dessen bloßer Anblick alle verstört, nicht sogar Herrschaft aus?» ... Schimansky will fair sein. Ob Franck solche Fairness braucht?

*Christoph Dejung, Zürich*